Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 6 (1963)

Artikel: Erinnerungen an den Oberaargau

Autor: Marbach, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1072112

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERINNERUNGEN AN DEN OBERAARGAU

FRITZ MARBACH

Es war im Februar 1912. An einem jener Tage, an denen die wiedererwachende und schon recht eigenwillig stechende Sonne von Zeit zu Zeit den Vorhang des Hornergestöbers, bestehend aus Regen- und Schneekonkurrenz, durchbricht. An einem solchen Tage des Horners 1912 also war es, als mich der vielumstrittene und vielverkannte Direktor des Oberseminars, *Dr. Ernst Schneider* (ich habe kaum je von einer andern Lehrerpersönlichkeit soviel Wertvolles ins Leben mitgenommen wie von ihm) im Klassenzimmer aufsuchte, um mir – wie er sagte – ein Angebot zu unterbreiten. Ausserhalb der Familie war es das erste in meinem Leben.

«Hören Sie, Marbach», sprach er zu mir, «in Roggwil im Oberaargau möchten sie einen jungen Lehrer wählen. Herr Baumgartner, der Ortspfarrer (er kam schon 1913 an die Johanniskirche in Bern), suchte mich gestern auf, um sich zu erkundigen, wer für Roggwil in Frage kommen könnte. Er stellt allerdings ein Terzett von nicht ganz alltäglichen Anforderungen. Der zu Wählende sollte ein sehr gutes Abgangszeugnis mit in den Oberaargau bringen, der politischen Arbeiterbewegung nahestehen und Abstinent sein. Vielleicht haben Sie, meinte der Pfarrer weiter, unter Ihrem Angebot an Pestalozzijüngern jemand, der diesen Anforderungen entspricht. Mir scheint, Marbach, das passe für Sie wie ein gutgebrannter Deckel auf den Topf. Was sagen Sie dazu?»

Was ich dazu sagen sollte? Nun, das war kein allzuschwerer Entscheid. Roggwil, sagte ich mir – ich wusste erst später, dass auch «Roggu» genügte – ist ein der Bahn nahegelegenes, ansehnliches Dorf. Das passt mir besser als irgendein Ort, hinten beim Dürrengraben oder oben in der «Süderen». «Ich danke Euch, Herr Direktor. Schreibt bitte dem Herrn Pfarrer, ich käme gern nach Roggwil und ich würde mir Mühe geben, ein rechter Lehrer zu sein.»

Damals war es anders als in jetziger Zeit. Der Angebotsüberhang an Lehrern war beachtlich, wenn auch nicht annähernd vom Ausmass des heutigen Nachfrageüberhangs nach Lehrkräften, Krankenschwestern, Haushalthilfen

und billigen Wohnungen in Zürich oder Bern. Immerhin, alle meine Klassenkameraden (es war die 73. Hofwil-Promotion) «kamen unter». Aber gar manchen placierte das Schicksal viele Kilometer weit von der nächsten Bahnstation entfernt, in Gegenden, von denen man noch nicht weiss, was alles aus Brehms Tierleben dort einander Gutnacht sagt. Postautos gab es 1912 noch keine. Glücklicherweise auch noch keinen Rundspruch und kein Fernsehen. Wären sie schon erfunden gewesen, gar mancher meiner Kameraden (ich schliesse mich selbst als damals verkehrsprivilegierter Glücksvogel nicht aus) hätte sich in seiner Weltabgeschiedenheit nicht nur am Gediegenen, sondern auch am Kitsch der Ätherwellen erbaut, statt die Riten und Gebräuche, das Glücksempfinden und die Sorgen, das Wünschen und das Verzichten der Bewohner seiner Schulgemeinde in den Häusern der Eltern selber kennen zu lernen; bei den Armen und bei den Wohlhabenden. Das Adjektiv «reich» möchte ich für Langenthal reservieren.

Soweit so gut. Aber auch der junge Lehrer in spe hatte seine Sorge: von den Bedingungen des Roggwiler-Gesandten waren nur zwei erfüllt. Das Abgangszeugnis war noch nicht geboren, und beinah, beinah hätte es «gefleckt». Nicht wegen der Lehrproben, der Psychologie oder der Pädagogik. Auch in Mathematik, Physik, Geschichte, Zeichnen usw. verlief alles zu Aller Zufriedenheit. Angesichts meines guten Deutsch-Renommés präsentierte sich der Fall in den Augen meiner Klassenkameraden weit «spektakulärer». Der Aufsatz im Patentexamen sei schlechter als «mies» gewesen. Das flüsterte der diabolus loci in den echofreudigen Gängen herum. «Luther und die Bibelübersetzung», so hiess das Thema. Darüber wusste ich – gemessen an den Möglichkeiten eines noch kurzen 19½-jährigen kleinen Seminaristenlebens – tatsächlich recht viel. Meine Aufsätze waren stets ordentlich. Mit dem Akkusativ stand ich auf gutem Fuss. Schlangensätze, Marke «scientia universitatum germaniae», wie ich sie als akademischer Lehrer später in Arbeiten selbst von A-Maturanden angetroffen habe, waren mir schon immer zuwider. Wo die Kommata setzen, wusste ich sehr wohl. Auch an Phantasie fehlte es mir nie.

Weil ich aber das Thema vor allem von der geschichts- und religionsphilosophischen Seite anpackte – darüber hatte uns unser Direktor in herrlichen Stunden gesprochen, und ich hatte auch einschlägige Literatur gelesen – vergass ich, sträflicher- und unsträflicherweise, den Akzent auf die Bedeutung der Bibelübersetzung für die Schriftsprache zu legen. *Das,* meinte «Er», sei das Bedeutsamste an Luthers Leistung. Jedenfalls war es für

ihn wichtiger als des Reformators Gnadenlehre, seine Unmittelbarkeitstheorie (solus cum solo) oder seine Schrift «Vom Freien Christenmenschen». Sieht man von *Wilhelm von Occams* Nominalismus und letztlich Sensualismus im Universalienstreit ab, dann steht *Luther* im Wurzelbereich des Kapitalismus, sein Kampf gegen die Monopole hin oder her. Aber Herr Schulinspektor *Reuteler*, Experte im Patentexamen – das ist der vorgenannte «Er» – wollte davon offenbar so wenig etwas wissen wie von Luthers Kotau vor den Fürsten.

Als mich mein ausgezeichneter Deutschlehrer Dr. *Stickelberger* – wegen des Aufsatz-Unfalls leicht nervös – unterrichtete ... nein, ich möchte (de mortuis nil nisi bene) weder meine recht emotionale Antwort noch die Äusserung meines Klassenkameraden *Felix Laffel* wiederholen. Nun, eines ist mir heute ganz besonders klar: Die Note galt weniger mir als Herrn Seminardirektor Schneider, dem pädagogisch, philosophisch, methodisch und – wenn auch nach heutigen Begriffen in kaum beanstandbarem Masse – politisch eigenwilligen, unkommod-unkonformen Pädagogen. Doch lassen wir das. In Ernst Schneiders Selbstbiographie steht so manches über den gegen ihn gestarteten Amoklauf Regierungsrat Lohners und seiner getreuen Schulinspektoren (von Herzogenbuchsee bis ins Oberland), was heutzutage wohl überparteilich nicht mehr zu verstehen wäre. Wir standen kurz vor der Weltenwende des Ersten Weltkrieges. Alles lag noch im Schatten des extremen Liberalismus und der Schnörkel des die Wahrheit und alle Ästhetik verballhornenden Jugendstils. Verbogene Geldmacher exhumieren ihn heute.

Item: Dank Freund Stickelbergers Erfahrungsnote standen im Abgangszeugnis dann doch die besten erreichbaren Noten. Die dritte Bedingung war, so wie ich sie verstand, erfüllt.

Besonders glücklich war mein Vater, der nicht wollte, dass ich gleich weiterstudiere, wie es, erinnere ich mich recht, zwei meiner Klassenkameraden taten. Man konnte das damals noch mit dem bernischen Lehrerpatent, und man wird es zu meiner und anderer Genugtuung bald wieder können. Die beiden vorerwähnten Klassenkameraden wurden später Generaldirektoren von grossen Versicherungsgesellschaften. «Praxis, Bub,» sagte mein Vater, «Praxis muss der haben, der es zu etwas bringen will». Und so ging ich eben in die Praxis.

Es war April. An den Tag kann sich mein leider von keinem Tagebuch gestütztes, durch Kriege, Krisen, wissenschaftliche und technische Umwälzungen, durch Bücher, Zeitungen, Kulturrätsel, Autolärm usw. allzu strapa-

ziertes Gedächtnis nicht erinnern. Immerhin – das ist mir noch voll gegenwärtig – es war ein sonnenfröhlicher Tag, als ich gemeinsam mit meinem Vater in Wichtrach den Zug bestieg. Er kam mit mir, die Gelegenheit wahrnehmend, um seinen Freund *Ammon*, Posthalter in Lotzwil (sprich «Lotzbu») zu besuchen. Ich hatte den Verdacht, dass das mehr ein vorgeschobenes «Exgüsi» sei; wahrscheinlich wollte er einfach «dabei sein».

Daran denkend, wieviel der Vater für seine Kinder tat, verstand ich das sehr wohl. Am späten Vormittag waren wir in Langenthal. Das Mittagessen nahmen wir bei Freund Ammon ein. Ich kannte ihn schon lange. Und dann ging es, selbstverständlich zu Fuss, einen geflochtenen Reisekorb in der Hand, durch herrlichen oberaargauischen Wald, via St. Urban, gegen Roggwil hin. Wir schritten, uns im Dorf ja noch nicht auskennend, dem der Kirche und dem Schulhaus nahen Pfarrhaus zu, allwo uns der Herr Pfarrer, mehr guter Mensch, Logiker und Politiker als Prediger, aufs herzlichste empfing. Nach dem obligaten Tee, den uns die prächtige Pfarrerin, eine stets einfache und hilfsbereite Hausfrau, servierte, führte uns Herr Baumgartner zu einem recht schmucken Bauernhaus, in dessen vorderem Teil – es führte eine Aussentreppe in den oberen Stock – Fräulein *Wälchli*, eine ältere, beliebte Schneiderin, sich eingerichtet hatte. Eine Stube wartete dort auf mich. Das Haus selber gehörte, irre ich mich nicht, einem Manne namens *Hegi*. Und hätte er nicht Hegi geheissen, dann wäre es ein *Grütter*, *Glur*, oder vielleicht ein *Hönger, Lanz, Ammann, Kurt* oder auch ein *Geiser* gewesen. Der Herr Pfarrer hatte dort für mich gemietet. Es war eine anmächelige, geräumige und für die damalige Zeit recht hübsch möblierte Stube. Kostenpunkt: 12 Fr. pro Monat! Sollte Herr Dr. *Franz Ackermann*, heutiger Chef der Statistischen Abteilung des BIGA (Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit) diese Zeilen, resp. diese 12 Fr. zu Gesicht bekommen und sie mit dem heutigen Index der Zimmer- und Wohnungspreise vergleichend in Beziehung setzen, dann möge ihn Gott vor dem «Chlupf» und einem daraus erwachsenden Herzinfarkt bewahren.

An die Kost nahm mich die Familie *Müller*. Mein Freund, Lehrer *Max Moser*, wohnte und ass schon dort. Mosers Vater, mit dem ich auf Velotouren ins Gespräch kam, war Lehrer in Seeberg, nahe dem Burgäschisee. Er trug gewöhnlich ein Samtkäppeli mit bunt gestickten Blümchen ringsum. Sein älterer Sohn war Lehrer an der Schweizerschule in Mailand. Frau Müller betrieb einen sehr ländlichen Gemischtwarenladen. Obwohl alles peinlich sauber war (dafür sorgte das Faktotum, ihre Schwester), so zog doch ein Ge-

rüchlein durch diesen Laden wie durch alle, die vor dem Ersten Weltkrieg «alles» anboten. Diese Zeilen wurden an jenem Tag geschrieben, an dem uns die peinliche Nachricht erboste, dass der Index der Konsumentenpreise über 200 stehe. Das bedeutet nichts anderes, als dass das im Jahre 1939 schon vorhandene, auf Franken lautende Vermögen – Bargeld und Forderungsrechte – den Eignern zur Hälfte gestohlen worden ist. Mangels Aktivlegitimation und gewissermassen exceptio plurium ist dieses anonyme Delikt der menschlichen Gesellschaft nicht klagbar.

Nein, lieber Leser, das steht nicht ohne Zusammenhang mit den Erinnerungen an den Oberaargau da. Die Zwischenbemerkung hat, wie man so sagt, «Spitz und Faden». Bei Müllers bezahlte ich pro Tag 3 Fr. 60 für die Kost. Und der junge Mann ass ausgezeichnet: reichliches Morgenessen, dann das Z'nüni (das alte Schulhaus ist nur einen Katzensprung entfernt). Das Mittagessen war sehr gut, reichlich und abwechslungsreich. Auch am «Schwarzen» fehlte es nicht. Z'vieri gab es, wenn die Schule ausging. Zum Nachtessen fehlte Fleisch (zugegeben, öfters waren es Resten) nie. Von moderner Ernährungslehre wusste man ja noch nichts. Darum kochte man auch viel mit «Schüfeissi», «Anken» und «Schmär». Von Vitaminen konnte damals erst recht niemand etwas wissen. Obwohl der Basler Physiologe *Gustav von Bunge* sie schon 1881 erahnte, wurde der Name «Vitamin» erst gerade zu meiner Roggwilerzeit von *Casimir Funk* geprägt. Wie alle Eidgenossen waren auch die Oberaargauer der Ansicht, Eiweiss, Fett und Kohlehydrate genügten zur menschlichen Ernährung. Wer trotzdem alt wurde, hatte das Zuviel mit «Wärche» verarbeitet. – Aber das war noch nicht alles: die 3 Fr. 60 pro Tag begründeten auch das Recht, am Abend nach der Fortbildungsschule, nach der Gemeindeversammlung, nach dem Korrigieren, der Lektüre, nach einer Velofahrt in die «Kaltenherblig» (der Besitzer hiess auch Grütter) oder nach der Theaterprobe noch über den Küchenschrank zu gehen. Manches Chüngeli, manches Suppenhuhn und viele Bratwürste – auch Hasen – haben so ihr Ende gefunden.

A propos Theaterübung. Im Winter 1912/13 führte der Männerchor den damals so beliebten «Würgengel» auf. Der Name des Verfassers ist mir entfallen, ebenso etwa wie derjenige des Autors von «Gyptis und Noreswan», eines Gedichtes, das die Schüler der obersten Klassen, deren Lehrer etwas auf sich hielten, auswendig lernen mussten. Nicht so allgemein wie die «Bürgschaft»; aber immerhin. Nun, der «Würgengel» machte Kasse. Das war die Hauptsache, neben dem Interesse des Wirtes (irre ich mich nicht, theaterte

man in der «Linde»). Weil jedoch der Würgengel eine Equipe vom Ausmass annähernd eines Dramas von *Shakespeare* erfordert, musste mithelfen, wer dazu nur irgendwie geeignet war; ob er nun Mitglied des Vereins gewesen ist oder nicht. *Alfred Schürch,* einer der Lehrer der Oberklassen – er dirigierte den Chor, wenn ich nicht irre – war es, der auf die sinnige Idee verfiel, dem einzigen abstinenten Lehrer von Roggwil die Rolle eines Säufers, Nichtsnutz und Grobians zu übertragen. Und das war ich. «Voll» jedenfalls musste dieser «Zach» über die Bühne torkeln und dazu lallen, wie eben in solchem Zustand gelallt werden muss. Und siehe da, die Rolle hat gefallen. Sie hat sehr gefallen, so dass ich als Anerkennung und Erinnerung ein Buch auswählen durfte. Ich wählte *Friedrich Paulsens* «Einleitung in die Philosophie». Das Werk liegt vor mir. Der Dirigent des Männerchors übergab es mir am 21. Februar 1913. Das Datum steht noch darin. Aber noch etwas anderes ist aus dem Deckblatt ersichtlich, gleich den Kosten für die Pension eine preisgeschichtliche Angelegenheit. Das gebundene Werk (461 Seiten, etwas über Normalformat) kostete 8 Franken! Für 8 Fr. bekommt man heute nicht mehr viel. Damals war es relativ viel Geld. Besonders wenn man bedenkt, dass meine Jahresbesoldung, inklusive Holzentschädigung, 1960 Fr. ausmachte. Es ging mir dabei so gut, dass Max Moser und sein junger Kollege im Juli 1913 sich eine grössere Reise leisten konnten. Wir zogen einen Strich auf der Europakarte, kauften die Billette und fuhren los; dritte Klasse natürlich. Was wir da erlebten, wie auch alles andere, zum Oberaargau Beziehungslose, gehört nicht hierher. Nur soviel: die Reise ging über Basel nach Worms und Rüdesheim, von da per Rheinschiff nach Koblenz, dann per Bahn nach Köln und Amsterdam. Die Fahrt ging weiter über die damals noch existierende Zuidersee, dann via Emden nach der Insel Juist und, an Helgoland vorbei, nach Hamburg. Dann gings zurück direkt nach Basel und Roggwil. Ich berichte deswegen darüber (im Telegrammstil), weil sich das Unternehmen mit meinem Löhnlein, das mir in blankem Gold ausbezahlt wurde, vereinbaren liess. Und wiederum handelt es sich, nebenbei, um eine preisgeschichtliche Angelegenheit. Die Reise (dritter Klasse) kostete, tout compris, 130 Franken! Max Moser zahlte etwas mehr. Er war ja nicht Abstinent.

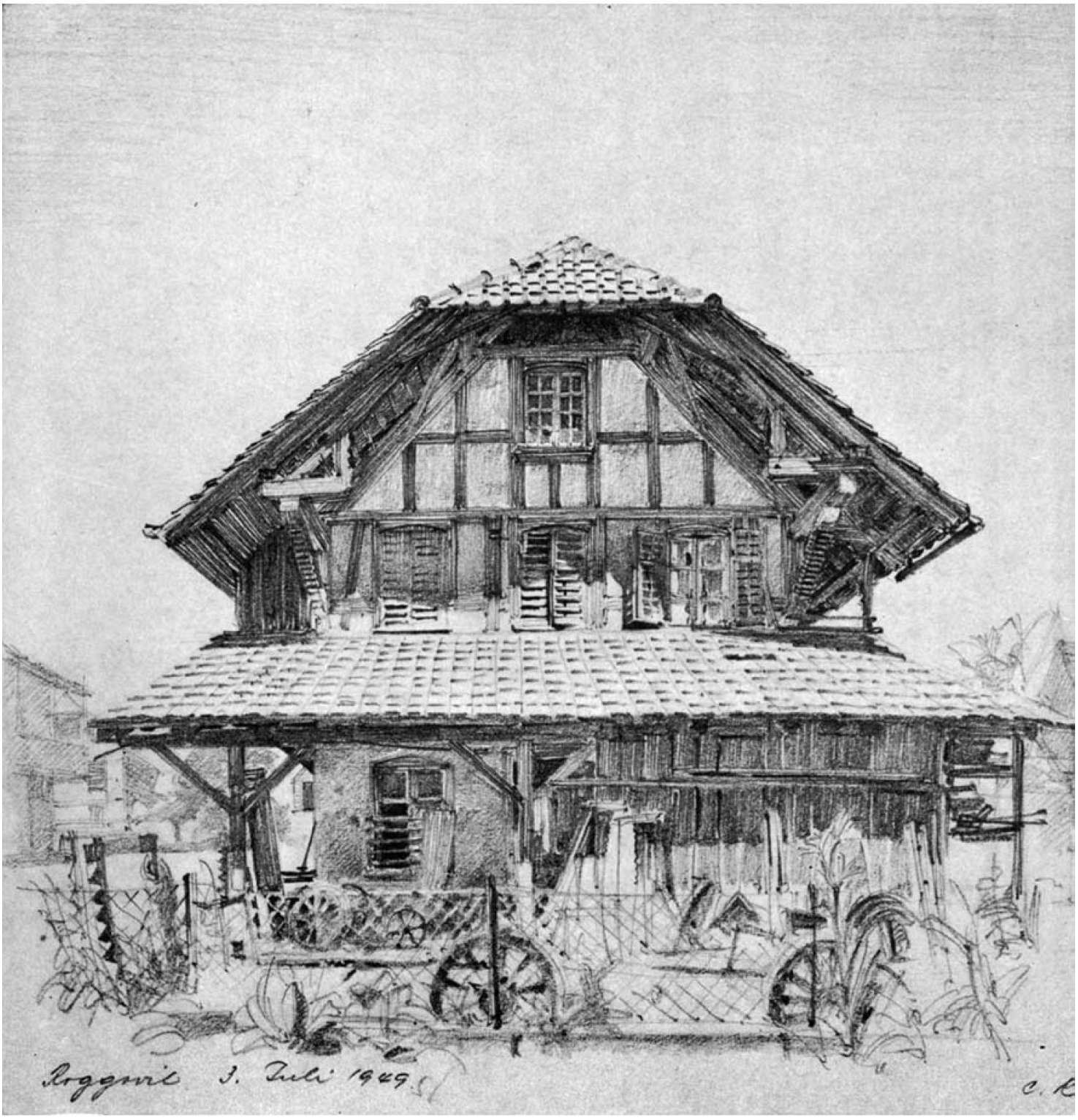
1912/13 gab es in Roggwil nur ein Schulhaus. Das neue wurde etwas später gebaut und die Sekundarschule noch später gegründet. Das Schulhaus war weder innen noch aussen fix. Es war eher ein alter Kasten. Trotzdem wurde die Jugend gut geschult. Hat es nicht später einmal einen Nationalrat Grütter aus Roggwil gegeben? Was jetzt zu erzählen ist, mag viele, die an

heutige, oft viel zu überluxuriöse Schulpaläste und an phantastische Einrichtungen gewöhnt sind, merkwürdig anmuten. Ich selber empfand es nie als «shocking». Das Folgende entspricht der vollen Wahrheit. In der Schulstube, in der ich, wenn ich nicht irre, 42 Mädchen und Buben des dritten und vierten Schuljahres zu unterrichten hatte, stand ein Pult und standen Schulbänke wie anderwärts auch. Da aber der Boden noch tannenhölzig war und das Wort «Hygiene» damals ganz klein geschrieben wurde – erst der Krieg hat in dieser Hinsicht Remedur geschaffen, man denke etwa an die Zahnpflege, die erst durch den Aktivdienst popularisiert worden ist – stand es um die Sauberkeit der Schulräume nicht zum besten. Nicht dass das an sich gar nicht unfreundliche Schulzimmer äusserlich unsauber gewesen wäre, durchaus nicht. Aber die allzuviele kleine Risse aufweisenden Böden waren ein herrliches Dorado für «Neuropteroide Insekten», um es ein wenig vornehm zu sagen. Zuhause fehlten den Kindern die Badegelegenheiten, bis auf wenige Einzelfälle. Das half auch mit. An allen Schultagen juckte es mich von Zeit zu Zeit. Da ich auf gewisse Stiche sehr anfällig war, musste ich mich dorthin begeben, was man heutzutage «Toilette» nennt. Es war aber keine. Vielmehr handelte es sich um jene primitive Einrichtung, wie man sie damals weitherum und nicht etwa nur in Bauernhäusern, anzutreffen pflegte. Der Leser weiss, was ich meine, wenn ich sage, dass es «zog». Damals trugen nur Arbeiter und Bauernknechte farbige Hemden. Das meine war – glücklicherweise – weiss. Das erleichterte die Problematik, denn nur auf weissem Grund erkennt man leicht, wie gross ein Sprung und wo die Landung ist. Sei es aus Ulk, sei es, um in Gesprächen über hygienische Wünschbarkeiten stets beweiskräftig zu sein, legte der Lehrer der obern Unterklassen ein Depot in Form eines gutschliesssenden Zündholzschächtelchens an. Als ich nach anderthalb Jahren Lehrtätigkeit im Oberaargau meine mir lieb gewordene Schulklasse verliess, war das Schächtelchen etwa halb voll. Es gehen viele Hoch- und Weitsprungmeister in ein Zündholztruckli.

Mit dieser etwas heiklen Reminiszenz möchte ich Roggwil, das ich damals lieb gewann und das mir in der Erinnerung am Herzen liegt, nicht etwa schlecht machen oder auch nur beleidigen. Gar manchem meiner Lehrerkollegen ging es anderwärts ebenso, nicht nur an der Langeten und an der Roth, sondern auch weit weg von der aargauischen Grenze. Von Gadmen und Guttannen bis zur Murg und sicher auch weitherum im sogenannten Kulturkanton. Vom Luzernischen und Solothurnischen wäre kaum besseres zu berichten.

Öffentliche Gebäude weisen erst heutzutage einen Komfort auf, den sich vorzustellen vor 50 Jahren nicht einmal die beiden Familien *Gugelmann* in Langenthal fähig gewesen wären. Weder die im Volksmund damals «armen» noch die reichen. Das alles lag natürlich nicht in erster Linie an den Gemeinden. Weder die Ansprüche der Menschen, noch die Technik waren so hochgeschraubt wie heute. Doch hätte mancherlei besser sein können und müssen. Aber war wirklich alles so schlecht? Mir will scheinen, dass zu jener Zeit die Persönlichkeit des Lehrers, zum Wohle vielleicht nicht so sehr der Bildung als der Erziehung, weit stärker im Zentrum der Gedanken der Schüler und ihrer Phantasie gestanden hat, als es heutzutage dort der Fall ist, wo der «Firlefanz» überwiegt. Ich entschuldige mich für den Gebrauch dieses Wortes. Aber es scheint mir nicht ganz fehl am Platz zu sein.

In Roggwil lehrten damals an der Primarschule meines Erinnerns elf Lehrkräfte. Neben dem Schreibenden die HH. *Christen, Schürch Gottfried, Schürch Ernst, Moser Max, Haldemann Paul, Richard*, ich glaube er hiess Otto, sowie der prächtige *Papa Hönger*, eine überaus stille, aber den besten pädagogischen Vorbildern würdige Lehrerpersönlichkeit. Kollege Haldemann war mein älterer Schulkamerad an der Sekundarschule Oberdiessbach, die ich vor meiner Progymnasialzeit in Thun während eines Jahres besuchte. Wir standen dort u. a. unter der Obhut des aus Roggwil stammenden Sekundarlehrers *Dr. Ammann.* Zu den Lehrern gesellten sich drei Lehrerinnen, möglicherweise waren es vier. In meinem Gedächtnis haften die Damen *Ott, Hodler* und *Anneler*. Es waren liebe, fröhliche Kolleginnen, durchaus geeignet, einem jungen Lehrer den Kopf zumindest ein wenig zu verdrehen. Vielleicht taten sie es auch … Fräulein Anneler war sogar eine vollendete Schönheit. Ich bin ihr kürzlich begegnet, und ich bitte sie (sollte sie diesen Bericht lesen), mir zu verzeihen, wenn ich – harmlos übrigens – ein wenig aus der Schule plaudere. Frl. Anneler, sie hätte aus Meissener Porzellan sein können, war Aussenseiterin, das «Rühr-mich-nicht-an» des Lehrerkollegiums. Immer wortkarg, immer zurückhaltend, jedoch zu kleineren Hilfsdiensten stets bereit. Was diese Lehrerin zur Zurückhaltung veranlasste, war ihre Kleidung. Stets trug sie – kaum aus eigenem Willen – irgend ein Kostüm, das zwanzig oder gar mehr Jahre vorher Mode war. Ich kenne das Warum, es ehrt die Frau. Aber eine gewisse Tragik liegt darin. Leider realisierte das Lehrgotteli so wenig wie seine oberflächlichen Kritiker und Spötter, dass es gerade deswegen ein beneidenswert hübsches Menschenkind war. – Wenn ich dieses kleine Genrebild hier anbringe, so geschieht es aus zwei



Ein typisch oberaargauisches Dorfbild (Roggwil — leider muss auch es unserer so fortschrittsfreudigen Zeit weichen. Bleistifzeichnung von Carl Rechsteiner, Wynau.

Gründen. Erstens möchte ich einer nunmehr alten Frau eine kleine Freude bereiten, und zweitens soll daraus hervorgehen, wie mannigfaltig Erinnerungen an die erste Wirkungsstätte eines an Erfahrung und Erlebnissen noch so reichen Lebens sein können.

Ein junger Lehrer hat es nicht leicht, wenn er in seinen ersten Wirkungskreis tritt. Glücklicherweise kannte ich von meiner Jugend her das Leben im Dorf, seine Vorzüge und seine Nachteile. Das ist stets und überall ein Vorteil.

Am ersten Sonntag meines Lebens und Wirkens in Roggwil half mir zudem ein glücklicher Zufall das vorerst noch kaum vorhandene (hier und dort unter der Einwohnerschaft vielleicht sogar negative) öffentliche Ansehen eines erst 19jährigen Jünglings in recht beachtlichem Masse aufzuwerten. Es trug sich (Inhaber Herr Lanz) im «Bären» zu, an der Strasse nach dem nahen, aber schon luzernischen St. Urban. Der «Bären» war damals noch annähernd am Dorfrand gelegen. Übrigens: Das Bärentöchterlein war die Frau meines ebenfalls noch jungen Kollegen Haldemann. Des jungen Ehepaares Tochter, Irene, promovierte später, als meine Studentin, mit ausgezeichnetem Examenerfolg zur Doktoress rerum politicarum. Sie hätte eine ausgezeichnete Volkswirtschafterin abgegeben. Aber mit des Schicksals Mächten ... Den wohlverdienten Doktortitel kaum in der Tasche, heiratete sie den Doktor einer andern Fakultät. Sie kam nach Lotzwil oder doch in diese Gegend.

Nun, wie war das mit dem «Bären»? An jenem Sonntag betrat ich die Gaststube dieser «Wirtschaft». Die Bezeichnung «Gasthof» war, obwohl der Bären diese Bezeichnung verdient hätte, noch nicht sehr üblich. Ich wusste, dass jener Schritt nötig war. Im Dorf liebt man Aussenseiter und sich abseits haltende Käuze nicht. Für gar manche aber war ich, meiner Abstinenz wegen, zumindest ein Käuzlein. Das war zu einer Zeit, da man in Wirtschaften nach zwei Uhr mittags keinen Kaffee bestellen durfte, wollte man nicht den Eindruck der nicht ganz vollen Zurechnungsfähigkeit erwecken. Hätte man irgendeinen Tee verlangt – nun, St. Urban war ja nahe. Betriebswirtschaftlich war diese Kaffeeprohibition nach 2 Uhr verständlich. So lange gerade war das Wasser auf dem Herd noch heiss. Kaffeemaschinen gab es noch keine.

An einem langen Tisch sassen einige währschafte Männer. Ihrer vier übten sich im Nationalspiel. Da wurde einer der Spieler unvermittelt weggerufen. In freundlicher Weise rief darauf hin einer der Spielfreudigen: «Da ist ja unser neue Pestalozzi. Machet D'r eine mit?» «Kann er es auch?» meinte ein zweiter. «Fuxen», replizierte ich, «Fuxen sind schöne Pferde, aber fuxen lass'

i mi nit. Im Konolfinger Amt spielt man ebenso gut wie im Amt Aarwangen, und übrigens ist Jassen im Seminar ein Hauptfach».

Es ging los. Schieber. Nach kurzer Zeit stand der Gegner auf 950 Punkten, wir standen auf 480. Und wir hatten das Spiel zu geben. Die Spielsituation war für uns so hoffnungslos wie die Aussicht der Schweizerfussballer auf einen guten Erfolg an der Olympiade. Immerhin, die Partie ging weiter. Kontermatch! Dazu einen «Wies» von 40 (König mit Stock; das «Nell» lag auf der Gegenseite «blutt»). Match plus 40 macht sowohl nach Rüeflis wie nach Stübis Rechnungsheft 297. Nun standen wir auf 777 Punkten, aber es fehlten noch deren 223. Den andern jedoch nur 50. Ich habe das nie vergessen. Und jetzt gab der Gegner das Spiel. Unser Resultat: Zuerst wurden auf unserer Seite 100 mit Stock gewiesen. Als wir die fehlenden 123 Punkte auszählten, waren es ihrer 130. Der Gegner hatte nur noch den Nellstich gemacht. Gewonnen.

Der geneigte Leser mag es glauben oder nicht: Von da an war der noch nicht stimmberechtigte Konolfinger aus Oberwichtrach im oberaargauischen Roggwil so etwas wie ein schon einigermassen renommierter Mann. Bewohner grosser Städte müssten schon bei Gotthelf nachlesen, um zu verstehen, welche zauberische Kraft im Jass stecken kann für das Ansehen eines einfachen Bürgers; bis hinein in die lokale und regionale Politik.

Die BGB war damals noch nicht geboren. Wären nicht Aussenseitergrüpplein gelegentlich im Spiel gestanden, hätte sich alles Politische zwischen den Bürgerlichen, damals praktisch Freisinnigen, und der Arbeiterunion (Grütliverein plus Gewerkschafter) abgespielt. Unter den Kollegen, hier und dort auch ausserhalb des Berufskreises, wurde ich bald der rote böse Mann. Im Mai 1912 trat ich dem «Grütliverein» bei, wie das ja der sehr liebenswürdige, aber in allen toggenburgischen Wassern gewaschene Herr Pfarrer gewünscht hatte. Er kam aus St. Johann, in der Nähe von Wildhaus, dem Geburtsort Ulrich Zwinglis. Von dessen scharfem Geist hatte Herr Baumgartner viel mitbekommen. Ich war damals, bei aller manierlichen Erziehung, die ich erhalten hatte, von recht robuster, kämpferischer Art. Es ehrt die Schweizerarmee, dass der «rote» Lehrer, trotzdem er die «Tagwacht» auch im Militärdienst im Abonnement erhielt, für die Aspirantenschule ausgezogen wurde. Herr Major *Gygax*, ein selten strenger Offizier, stierte es im wahren Sinn des Wortes gegenüber dem Schulkommandanten Oberst *Zwicky* durch. Die Reithosen hatte ich schon. Aber es wurde – force majeur – nichts daraus. Das Warum hat mit meiner Roggwiler-Zeit allerhand zu tun. Dar-

über soll noch berichtet werden. 1914 rückte ich als Korporal der zweiten Kompanie des Oberaargauerbataillons 38 in Langnau ein.

Aber die politische Skizze soll durch diese Zwischenaussage nicht unterbrochen werden. Nach meinem Eintritt in den Grütliverein fing für mich in Roggwil das Leben «B» an, wie man etwa zu sagen pflegt. Leute unter 60 Jahren können sich heute kaum mehr vorstellen, wie hart und oft gehässig die politischen Ansichten damals aufeinanderstiessen. Wer, wie der Schreibende, aus ausgesprochen bürgerlicher Familie herkam und trotzdem zur Arbeiterbewegung hielt, war, solange er sich nicht durch besondere Leistungen durchgesetzt hatte, ein gerichteter Mann, den man (gleich dem klassischen Sündenbock) beladen mit allen Sünden der Welt in die Wüste schickte. Tatsächlich hatte man ja damals für das noch schicksalhafte Armsein des Grossteils der Lohnarbeiter nur wenig, mancherorts gar kein Verständnis. Schade, dass die jungen Arbeiter von heute nicht eine längere Kur im damaligen Sozialklima zu absolvieren haben. Sie wüssten dann, was Gewerkschaft bedeutet und dass das, was ihnen heute im Vergleich zur Zeit vor dem Ersten Weltkrieg verhältnismässig reichlich zugute kommt, nicht wie das Manna am Berge Sinai, oder wo immer es war, ohne die Bemühung früherer und jetziger Kämpfer für die gemeinsamen Interessen vom Himmel fällt.

Ich war damals sehr jung, ein politischer Lehrbub, fest im Glauben an die Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit aller Menschen. So wie wir es, gemäss des Pfarrers Worten im «Soll» der Unterweisung, einmal gelernt hatten.

Die alten sozialen Zustände galten in den Augen gewisser politischer Gegner als der Weisheit letzter Schluss. Im Lehrerkollegium kannte ich glücklicherweise nur zwei scharfe Gegner. Sie kämpften – in politicis – leider nicht immer mit offenem Visier. (Ich darf diese Feststellung wohl verantworten, weil ich auch ihre guten Seiten hier nicht unerwähnt lasse.) Es waren die Kollegen Alfred Schürch und Hauptmann Christen. Man nannte ihn so. An der Strasse nach Langenthal besass er am Dorfrande ein hübsches Zuhause und eine Frau, die im Kramladen allzueifrig mehr erzählte, als dem Manne lieb war. Beide Herren waren sehr tüchtige Lehrer, und auf ihre Art machten sich beide um Roggwil zweifellos verdient. Alfred Schürch, damals Junggeselle, war ein flotter Mann, gross, mit Achtung gebietendem, nicht übermässigem Embonpoint und einem imponierenden Schnurrbart. Er widmete sich vor allem dem Vereinsleben. Das ist kein hinterhältiger Hieb, sondern eine Anerkennung, denn ich weiss, wie sehr Vereinstätigkeit und Verein-

schargen den Durchschnittsbürger zum Wohle seiner selbst und des Ganzen zu heben vermögen. Sie pflanzen Verantwortungs- und Selbstbewusstsein in die Seele ihrer Träger. Ein einfacher Schweizersoldat, der einmal antreten müsste, verteidigt nicht nur die Eidgenossenschaft, seine Gemeinde und seine Familie, sondern auch seinen ihn – wenn vielleicht auch nur lokal – persönlich aufwertenden Verein.

Hauptmann Christen – ich mochte ihn, wie auch Alfr. Schürch, privatim recht gut – war ein eidgenössisch bekannter Musikdirigent. Die Roggwiler Blechmusik galt damals als eine der besten der Schweiz. Aber Kollege Christen war – der Ausdruck ist nicht etwa als Beleidigung aufzufassen – ein «Herrgottsdonner». Er konnte jovial sein und auch sehr schlau. Stellte ich ihn (es geht ums Politische) wegen irgendeiner seiner Äusserungen oder Handlungen zur Rede, dann «war er es nie gewesen». Alfr. Schürch gelang solches Fabulieren nicht so gut. Die oft recht unfreundlichen, politischen Anfeindungen, die mir aus der Kollegenschaft erwuchsen, bewegten Max Moser, den hochintelligenten, rothaarigen Mathematiker und Naturwissenschafter mehr als mich selber. Er schlug sich nicht in die Büsche, sondern restlos auf meine Seite, ohne deswegen auch «Sozi» zu werden. Wir waren von da an fast immer zusammen, machten Velotouren hinauf zur Glashütte, nach Vordemwald und Zofingen oder nach Melchnau, wo der spätere Nationalrat Dr. med. *Brand* eine Praxis führte. Dann wieder in den Jura, mit Vorliebe aufs Hellköpfli, zum herrlichen Burgäschisee, aufs Sälischlössli oder auch, über Wynau, Richtung «Woufu». Dass in Wynau ein Gesinnungsgenosse mit Anwartschaft auf den ersten, durch einen Sozialdemokraten zu besetzenden Bundesratssitz wirkte, war mir nicht gegenwärtig. Ich lernte *Ernst Nobs* erst kennen, als er als Lehrer nach Ostermundigen kam. Fuhren wir nicht allzuweit, etwa entlang der Langeten, dann begegneten wir des öftern den immer fröhlichen, immer trinkenden und weiss der Herr was geschäftenden, fassdicken und leicht rot angelaufenen *Müller Schang*, den Mann unserer prächtigen, witzigen Hauswirtin. In ca. 200 Meter Distanz schon schwang er die Arme zum Zeichen, dass wir ausweichen sollten. Begreiflich, denn sein Zustand verlangte Dispositionsfreiheit für die ganze Strassenbreite. Aber er war ein lieber und auch gescheiter Kerl. Ohne Alkohol hätte etwas aus ihm werden können.

Hilfreich war mir auch der in Pensionierung begriffene Papa *Hönger*. Er lud mich zum Tee, gab mir die besten Ratschläge und hob meine Zuversicht – besonders nach dem noch zu erwähnenden *Armin Meyer* – Handel – mit den

Worten: «Fritz, du bist jung, du wirst sie an Körper und Geist überleben, gehe ruhig den Weg, den du für recht und richtig hältst». Ich ehre das Andenken dieses prächtigen Mannes und Lehrers von Gottes Gnaden.

Alfred Schürchs Bruder Ernst, Betreuer der Turnerschaft, verstarb vor nicht allzulanger Zeit. Zufälligerweise vernahm ich es. Die Bezeugung meiner Anteilnahme war mir innere Pflicht. Die beiden Brüder waren so verschieden wie nur möglich. Die Wesensverschiedenheit wiederspiegelten schon allein die Schnurrbärte. Derjenige Alfreds war schwungvoll-voluminös, Motto: «Was kost' die Welt, ich will sie kaufen». Ernst trug die nämliche Zierde bescheiden gestutzt. Ob er als Wehrmann chargiert war oder nicht, habe ich vergessen. Nicht aber, dass er der Prototyp eines standfesten, nie wankenden Schweizersoldaten war. – Mein Schulkamerad aus Oberdiessbach, *Paul Haldemann*, stellte sich mir gegenüber eher neutral. Wir verstanden uns gar nicht schlecht, oft sogar gut.

Eines Tages kam das erste politische Unwetter über mich. Im Kreise der mir nicht gewogenen Kollegen liess ich einige Worte fallen, die wohl richtig waren, aber ich konnte ihre Richtigkeit ohne Gefährdung anderer nicht beweisen. Herr *Armin Meyer,* Buchhalter bei den Gugelmanns in der Brunnmatt, ein halber, vielfach schlecht gelaunter Riese, fühlte sich in seinem mit einer guten Handelsmarge ausgestatteten freisinnigen Ansehen getroffen. Was ich im erwähnten Kreise gesagt hatte, wurde ihm hinterbracht. Ob das korrekt war oder nicht, darüber mag ich nicht urteilen. Worum im Detail es ging, ist mir entgangen. Es sind seither 51 Jahre verflossen. Jedenfalls sass ich in der Falle. Ich wählte den einzig möglichen Ausweg – den der mich selber nicht überzeugenden Entschuldigung. Herr *Emil Hochuli,* Präsident der Schulkommission und Direktor in der Brunnmatt, erleichterte alles, obwohl er in der freisinnigen Partei (auch mein Vater war freisinnig) die erste Geige spielte. Als ich Roggwil verliess, um in Dijon meine akademischen Studien zu beginnen (es war Herbst 1913), stellte mir Herr Hochuli das allerbeste Zeugnis aus. Ich verehre diesen Mann um seiner damals gar nicht selbstverständlichen Haltung willen. Mit seinem Sohn Eugen leistete ich noch Militärdienst.

In der Arbeiterunion, wo ein etwas umstrittener, scharf prononcierter, aber alles in allem rechter Mann, namens *Christinat*, grossen Einfluss hatte, war ich natürlich bestens angesehen. Die damals schon erstaunlich starke Partei war mir Rückhalt und bis zu einem gewissen Grade war ich es ihr. Nachdem ich am 20. Juli 1912 majorenn geworden war, beschloss der Grütli-

verein, meiner Anregung gemäss, in der Gemeindeversammlung den Antrag auf Proportionalwahl des Gemeinderates zu stellen. Heute bin ich allerdings vom Vorzug dieses Wahlsystems nicht mehr so fest überzeugt wie damals. Kurz darauf bat mich Pfarrer Baumgartner zu sich. (In seiner Berner Zeit wurde ich ihm in Freundschaft sehr verpflichtet.) Er hatte im Restaurant zum Bahnhof in Herzogenbuchsee einen Vortrag zu halten. In der Presse war er schon angekündigt. Der Pfarrer sah sich aber wegen einer ihn «überfallenden» beruflichen Verpflichtung verhindert. Ich möchte doch bitte für ihn einspringen. Klopfenden Herzens sagte ich «ja». Und das kaum recht flügge «Roggu-Lehrerlein» begab sich per Velo nach «Buchsi». Ob aus Pflichtbewusstsein oder aus Angst, den ihm so gut gesinnten Herrn Pfarrer sonst zu enttäuschen, bleibe dahingestellt. Jedenfalls war es eine Kühnheit. Was ich dorten als Jüngster im Saal gut gemacht oder verbrochen habe, daran erinnere ich mich nicht. Dem stürmischen Beifall nach war es kaum ganz erster Klasse.

Inzwischen nahte die Gemeindeversammlung. Darüber berichtete ich unter dem den Autor cachierenden -g- in der «Berner Tagwacht» No 216 des Jahres 1912. Was passiert war, möge der freundliche Leser aus dem nachfolgenden Originaltext entnehmen. Vorgängig sei nur beigefügt, dass sich das Faust-Zitat und die «grosse» Ausnahme des Schlusssatzes auf den bereits vorgestellten Herrn Armin Meyer beziehen.

Roggwil. -g- Der Proporz in Roggwil. An der Gemeindeversammlung vom 10. November wurde, wie bereits kurz mitgeteilt, in Roggwil der Antrag der Arbeiterunion auf Proportionalwahl des Gemeinderates mit 108 gegen 84 Stimmen, bei einigen Enthaltungen, angenommen.

«Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder, Schafft einen Stuhl, ich sinke nieder.»

So sprach Herr Altmayer im «Faust»; heute mag wohl einer seiner «grossen», neuzeitlichen Namensvettern von Roggwil so gesprochen haben. Der freisinnige Verein machte wirklich alle Anstrengungen, um unser Postulat zu Fall zu bringen. Aber sein unnobles Vorgehen in der ganzen Sache hat ihm mehr geschadet als genützt. Unser Hauptreferent, Herr Pfarrer Baumgartner, hat in wirklich ruhiger und sachlicher Rede erklärt, was man vom Proporz erwarten dürfe und hat dessen gewaltige Vorteile von hoher Warte aus beleuchtet. Wir sind mit dem Resultat sehr zufrieden, die Arbeiter haben sich gut gestellt. Und wir zweifeln nicht daran,

dass eine Aera des gegenseitigen Vertrauens nunmehr in unser Gemeinwesen einziehen werde. Natürlich wird es auch in Zukunft rege Parteikämpfe absetzen, aber sie werden der Sache dienen und weniger der Person, wie das bisher so sehr der Fall war. – Wir müssen noch nachtragen, dass der von uns prophezeite Antrag unserer Gegner auf Abschaffung der Urnenwahl wirklich gestellt wurde. Das war nicht nobel, aber die Antwort wurde dafür deutlich. Mit grossem Mehr beschloss die Versammlung, das Urnensystem beizubehalten. Um nun unsere höchste Maxime: «Gerechtigkeit für alle» immer hochzuhalten, können wir nicht anders, als unsere Vermutung, nach welcher die zweifelhaften Wahlmanöver der Freisinnigen von der Brunnmatt stammten, fallen zu lassen. Das nette Auftreten der leitenden Persönlichkeiten der Brunnmatt in dieser Angelegenheit und besonders in der heutigen Versammlung, sei anerkannt. Leider aber gibt's dort auf alle Fälle eine – «grosse» – Ausnahme.

Meines Erinnerns war das meine früheste journalistische Leistung. «Aber», so pflegte unser Schulkommandant, Oberst *Zwicky*, zu sagen, «erstens kommt es anders und zweitens als man denkt». Möglicherweise hatte er es von *Wilhelm Busch.*

Gemäss der Gemeindeversammlung war nun eine Kommission zu wählen. Unter andern schlug die Arbeiterunion auch den Schreibenden vor. Aber nun war «Heu genug herunter». Den jungen, erst vor wenigen Monaten majorenn gewordenen «Schneuggel», so sagten die extrem rechts stehenden «Meyerianer», könnten sie nicht akzeptieren. Der habe zuerst dafür zu sorgen, dass er hinter den Ohren trocken werde. Sicher, das war alles andere als demokratisch. Aber eben, selbst in der ältesten aller Demokratien geht es in Gemeindeangelegenheiten nicht immer verfassungsmässig und gesetzlich zu. Nicht nur im freiburgischen Jaun sind die vier Nägel eines am Spritzenhaus plakatierten Gesetzes die einzigen, die es halten. Auf der sozialdemokratischen Seite wusste damals ausser dem in die Wüste Geschickten noch niemand recht, wie ein Proporzreglement auszusehen hat, und die zwei oder drei Herren der andern Partei, die es wussten, *wollten* es nicht wissen. Ergo löste sich die Kommission nach vergeblichen Tagungen auf. Der Proporz zog erst Jahre später im lieblichen Roggwil ein.

Im Grunde der Dinge ging es in der Gemeinde trotz allen scharfen Polemiken recht human zu. Das lag – wie es heute ist, entzieht sich meiner Kenntnis – nicht zuletzt an der «Allmend». In Roggwil blieb, im Gegensatz

zu den meisten bernischen Gemeinden, das bürgerliche Gemeineigentum bestehen. In einem allmendbeglückten Dorfe aber, in dem viele Gemeindemitglieder Fabrikarbeiter waren, bestand damals ein uneingestandenes, gemeinsames Interesse, sich immerhin noch zu vertragen. Die Fabrik hatte ein Interesse an der Beständigkeit der Belegschaft. Dazu diente ihr der die Arbeiter sesshaft haltende Burgernutzen. Der respektable burgerliche (nicht bürgerliche) Teil dieser Belegschaft gab sich, der «Pünte» und des übrigen Burgernutzens wegen, relativ zufrieden. Der «Berg», damals – nehmt alles nur in allem – der ärmste, südliche oder südöstliche Teil des Dorfes, war keineswegs so revolutionär wie die Herren des «Berges» in den Parlamenten der Französischen Revolution. Gäbe es nicht die parteipolitische baslerische Zerrissenheit, würde ich sagen, dass auch die Fasnacht zum gegenseitigen Verständnis beizutragen vermag. Das einzige Mal in meinem Leben, da ich «böggete», schienen mir, für einige Tage wenigstens, die gröbsten Klassenunterschiede etwas zu verbleichen. Insofern ist die Fasnacht nicht unähnlich dem Militär- oder Feuerwehrdienst. Auch da muss – «honny soit qui mal y pense» – alles beieinanderliegen. In Roggwil konnte man noch fasnachten. Das rührt vermutlich von den geistigen Induktionsströmen der solothurnischen und luzernischen katholischen Nachbarschaft her. An der oberen Aare kann man es ganz und gar nicht.

Der Feuerwehr war ich auch zugeteilt. Man übergab mir eine schöne Mütze. Einige Übungen machte ich mit – aber brennen wollte es nie.

Der geneigte Leser möge entschuldigen, wenn er so lange beansprucht wird. Einige Genrebilder zu zeichnen, möge dem Schreibenden immerhin noch gestattet sein. Nun endlich dürfte die Auskunft darüber fällig sein, warum das «Aspirieren» im Zusammenhang mit meiner Roggwiler Zeit nicht zustande kam. Dem war so: Obwohl ich bei Turnübungen anlässlich der Rumpfbeuge die Beine (von einer Säuglingskrankheit herrührend) nicht vollkommen gestreckt halten konnte, war ich körperlich nicht ungewandt. Besonders auf dem Fahrrad fühlte ich mich zuhause. Nun begab es sich einmal, dass ich auf der Strasse vis-à-vis von Müllers Laden eine kleine Vorstellung im Kunstfahren geben wollte. Die letzte Nummer bestand im Abspringen vom Velo, dieses weiterfahren lassen, es einholen und wieder aufspringen. Allerhand von diesen harmlosen Künsten gelingen mir auch heute noch. Damals aber stiess das Velo auf einen grössern Stein und fiel um. Der nachspringende Fahrer fiel ebenfalls und verletzte sich ziemlich schwer am linken Bein. In der zweitletzten Woche der Rekrutenschule als Korporal wurde ich ganz plötz-

lich von einem Muskelrheumatismus überfallen, genau an der verunfallten Stelle. Obwohl es nach meinem Dafürhalten vom vielen Taktschritt herrührte, den wir als Ehrenkompanie beim Begräbnis zweier Bundesräte klopfen mussten, gab der Arzt dem Unfall die Schuld. Um ein Gefechtsschiessen im «Sand» bestehen zu können, schluckte ich während eines Vormittags eine ganze Packung trockenes Aspirin. Das war zumindest nicht klug, und es half nur gerade bis zum Abend. Man entliess mich nach Roggwil zum Schulehalten, unter Anrechnung des ganzen Dienstes für die Offiziersschule. – Kein Mittel wollte helfen. Damals gab es neben Hosenklammern auch Reifen, die man sich zum Fahren anzog. Hatten der Schreibende, Max Moser und Freund *Marti* (er wurde, irre ich nicht, als Nachfolger Papa Höngers, möglicherweise an Stelle des weiterstudierenden Kollegen Richard gewählt) eine längere Velotour hinter sich, war meine linke Klammer so eingeschwollen, dass sie schwer zu entfernen war. Auch *Prof. Stooss*, der mich von klein auf behandelt hatte, erzielte mit seiner Behandlung keinen Erfolg. Aber dann geschah das Sonderbare. Im Sommer 1913, es war ein sehr heisser Tag, wünschten meine Freunde baden zu gehen. In die Aare, nahe bei Wynau. Ich ging mit, jedoch ohne die Absicht, auch ins Wasser zu steigen. Baden in kaltem Wasser war mir streng verboten. An der Aare angelangt, waren die Kleider rasch aus- und die Badehosen angezogen. Beide Freunde liessen sich in die ziemlich reissenden Wellen fallen. Der dritte im Bund blieb zurück, «so wie das medizinische Gesetz es befahl». Am Rande des Flusses, kaum niedergesessen, war mir plötzlich, wie es einem Jäger zumute sein mag, dem ein Rudel Rehgeissen begegnet, wenn nur der Bock erlegt werden darf. Standen da auf einmal, keine hundert Meter entfernt, zwei Nymphen vor mir. Damals leider noch in den üblichen Hemden, nicht in Bikini. Es waren zwei Kolleginnen, die ohne unser Wissen zur selben Stunde die gleiche Absicht hatten. Obwohl es reizvoller gewesen wäre, sie in nasser, statt in vom Winde leicht verwehter Montur zu sehen, fürchtete ich die Blamage, bei den beiden den Eindruck des Nichtschwimmers zu erwecken. «Rin in die Kartoffeln», sagte ich mir. Und schon befand sich der jüngste Kollege der vom Winde Verwehten im Wasser; hinüberschwimmend zum andern Ufer. Was ich da erzähle ist, was man im amerikanisch verunzierten Deutsch eine «story» nennt. Hier vollzog sich das Wunder. Aber erst am andern Tag war es zu erkennen. Die rheumatische Geschwulst war wie weggeblasen, und sie kam nie wieder. Prof. Stooss erklärte, die Heilung sei zweifellos dem Bade in der oberaargauischen Aare zu verdanken … «aber du hättsch de äbe so guet dra chönne schtärbe».

Zu jener Zeit gab es in der Brunnmatt noch herrliche Fischbäche und massenhaft konzertierende Frösche. Wo viele Frösche quakten, da siedelten sich die Störche an. Auf des grössten Grütters grossem, ziegelroten Dach horsteten sie. Damals waren es ihrer drei. Man muss es erlebt haben, um zu fassen, was Störche mit noch ungestutzten Flügeln, Störche der freien Natur, so wie Gott sie einst erschaffen hat, für ein Dorf bedeuten. Vögel, die in ihrer Majestät, in ihrem eleganten Gleitflug oder im Flattern beim Start mehr als jedes andere Geschöpf, der Mensch sei nicht ausgenommen, Sinnbild der Freiheit sind. In den freiheitsraubenden Oligarchien, wo sie noch besser als in der Industriegesellschaft leben können, muten sie – im Geiste gesehen und obwohl sie dem Jammer nicht unterstehen – widersinnig an.

Roggwil, mit seinen Störchen auf Grütters Dach oder Kamin, war damals ein wundervolles Dorf. Es war viel kleiner als heute; aber Storchengeschichten für Kinder wiesen dort lebendigen Inhalt auf. Keine Mutter aus Roggwil sah sich gezwungen, ihren Kindern bei Karl Franz Weber anhand von Attrappen zu beweisen, dass es einmal wirklich Störche gab, Sinnbilder der Freiheit, aber auch des trauten, friedlichen Dorfes und Heims.

Es war im Jahre 1933, als ich mein damals 6jähriges Töchterchen mit nach Olten zu einer Sitzung nahm. Einzig des Storches wegen. Aber ich hatte nur eine vage Hoffnung, in der Brunnmatt das weiss-schwarze Langbein mit rotem Schnabel einige Sekunden lang beobachten zu dürfen. Und siehe da, es hatte sich gelohnt. Stolz, nicht wie ein Spanier, aber eben wie ein Storch, stelzte er durch die Wassermatten. Heute erzählt die Mama ihren beiden Buben nicht nur vom Storch des Märchens, sie erzählt auch vom Stelzbein aus Roggwil. Vom Vogel, den sie, wenn auch nur während des Bruchteils einer Minute, wirklich sah und der mehr sogar als der Turm der Kirche ein Dorf zum Dorfe macht.

Von einer Erinnerung noch sei berichtet, die aufzeigen mag, wie damals junge Lehrer auch dem Ulk zugetan sein konnten, wenn sie der Teufel stach. Im kantonalen Polizeikorps zu Bern diente bis vor wenig Jahren ein lieber Freund aus der Roggwilerzeit. Er hat es bei der Hermandad ordentlich weit gebracht. Nach seinen Lehrplätzen in Roggwil ist er kantonaler Polizeifeldweibel geworden. Nach Erreichung der Altersgrenze wurde er pensioniert. Sein Name ist *Fritz Kurth*; Telephonnummer 031/3 15 59, falls Sie sich bei ihm über die Zuverlässigkeit der eben zu machenden Angaben erkundigen wollen. Fritz Kurth war zu meiner Zeit Polizist, oder, wie man damals noch sagte, Landjäger in Roggwil. Schon in seinen jungen Jahren war er ein ebenso

tüchtiger wie flotter und liebenswürdiger Mann. Dem Schreibenden, Max Moser und unserem jungen Kollegen Marti war er ein guter Freund. Mir ist er es immer noch, obwohl ich ihn seit recht langer Zeit nicht mehr zu Gesicht bekam. Den andern beiden kann er es, ohne seine Schuld, leider nicht mehr sein. Sie sind nicht mehr.

In Dörfern mit Polizeistation (Roggwil war es seiner Grösse, nicht etwa vieler Delinquenten wegen) war deren Sitz zu unserer Zeit durch eine Affiche gekennzeichnet. «Polizeiposten» hiess es auf einer rechteckigen Tafel. Weil das Übermutsteufelchen junge Menschen gerne sticht, stach es auch uns. Eines Nachts holten wir Leiter, Farbkübel und Pinsel, stiegen an der Polizeistätte hoch und malten hinter den Buchstaben «p» der Affiche noch den Buchstaben «f» hinzu. Nicht nur die Schulbuben lachten sich andern Tags krumm, als sie das (in Wahrheit ungerechtfertigte) Wort «Polizeipfosten» lasen. Obwohl wir alle drei unsere Unschuld beteuerten, wusste Fritz Kurth genau, wer dahinter stak. Aber er wusste es nur «im Kollektiv». Unser Polizeigewaltiger kannte denjenigen unter den drei nicht, den er als den eigentlichen Täter zu fassen gedachte. Es fehlte quasi die Aktivlegitimation. Hätte er gewusst, der ist's und kein anderer, dann hätte er in seinem Zorn vermutlich polizeiwidrig gehandelt. Durch dreifache Notlüge schützten wir ihn selber vor der Polizei. Angesichts des so weltoffenen Pfarrers von Roggwil beurteilten wir unsere Notlüge, obwohl sie christlichem Gebot widersprach, auch vom kirchlichen Standpunkt aus als noch «gerade gangbar». Dass der Begriff «Notlüge» derweise eine recht extensive Interpretation erfuhr, sei nicht bestritten.

Heute, nach 50 Jahren, soll unser hochgeschätzter Freund Kurth durch das «Jahrbuch des Oberaargau» den wahren Tatbestand endlich vernehmen. Es gab nicht einen Täter, eigentlich gab es ihrer drei, weil einer malte, ein anderer die Leiter und der dritte den Farbkübel hielt. Aber das ist wahrscheinlich auch für Fritz Kurth eine recht laienhafte Aussage. Die Strafrechtler behaupten, es könne auch hier nur einen Täter gegeben haben. Die andern zwei müssten sich mit dem Ruhm je eines Gehilfen zufriedengeben. Womit wir am Ende glücklich wieder am Anfang angelangt wären. Wer nämlich das «f» hineingemalt hat und somit der Täter war, ist und war seit langem infolge Gedächtnisschwundes nicht mehr zu ermitteln.

«Politisch Lied, ein garstig Lied». Trotzdem dürften einige Begebenheiten für die Leser dieses Jahrbuches von etwelchem Interesse sein. 1912/13 waren die Arbeitsverhältnisse in der Industrie von den heutigen grundverschieden. Der Arbeiter, selbst wenn er ein «Püntlein» beackern und bepflan-

zen durfte, bewegte sich auch in Roggwil nicht auf der Sonnseite des Lebens. Nichts lag also näher, als dass der junge Primarlehrer sich der Arbeiterschaft wenigstens im Ausmass seiner noch überaus bescheidenen Kräfte und Möglichkeiten annahm. Immerhin stand ich nicht ohne Hilfe da. In Langenthal wirkten drei Männer in der Partei, die dort, posthum noch, in hohem Ansehen stehen; man darf wohl sagen überparteilich in der ganzen Gemeinde, soweit deren Bürger die drei noch kannten. Es waren die Lehrer *Krenger*, Grossrat *Arni*, und *Iseli*. Sie waren mir Stützen in allen schweren Situationen.

Damals fing das Roggwiler Schulmeisterlein, wie der Leser schon weiss, mit dem Zeitungsschreiben an. «Der Proporz marschiert». «Die Massregelungen in der Brunnmatt». «Der Streit um das neue Fabrikgesetz». «Zur Revision des Fabrikgesetzes». «Ein Musterbetrieb». «Zum Kapitel Schule und Abstinenz». «Für den Gott Moloch wider die Lehren der Geschichte» – so etwa lauteten die Überschriften meiner Lehrbubenartikel in der «Berner Tagwacht» oder auch im «Oberaargauer». Vor 50 Jahren habe ich sie geschrieben und jetzt zum ersten Mal wieder gelesen. Sie sind teilweise gar nicht so übel. Einige «hatten es sogar in sich». Wo die einen mit Hellebarden kämpften, halfen sich die andern eben mit Morgensternen. Alles «secundum aequalitatem rei». Im Artikel «Der Streit um das Fabrikgesetz», publiziert im «Oberaargauer» kontra «Oberaargauer Tagblatt», ging es noch recht «ordeli» zu und her:

> «... Aber eineinhalb Spalten des dreispaltigen Artikels sind jedoch dazu verwendet, Kritik zu üben an Genosse Nat. Rat Rikli, weil er, seiner reinen Überzeugung gehorchend, in Roggwil die Erklärung abgab, dereinst im Parlament gegen den Entwurf Stellung zu nehmen. *(Es handelte sich um das Fabrikgesetz.)* Diese Stellungnahme des Genossen Nat. Rat Rikli wird dann in krassen Gegensatz gestellt zu seiner bekannten Augustrede in Langenthal, wo er erklärte, man möge doch mit *vereinten* Kräften auf grosse Ziele hinarbeiten. Man mag über diese Augustrede an sich denken wie man will, so muss man doch zum Schlusse gelangen, dass sich Genosse Rikli in gar keinen Widersprüchen bewegte, als er an der Arbeiterlandsgemeinde (der Ausdruck gefällt uns recht gut, Herr A. B.) gegen den bekannten *Entwurf* Stellung nahm. Deswegen spricht sich einer nicht gegen eine Verständigung aus, wenn er einen bestimmten *Grad* der Verständigung als unannehmbar bezeichnet. Das wissen die Herren Vertreter vom Kapital sehr wohl, dass auch das denkbar beste Fabrikgesetz in unserem lieben Schweizerlande immer noch sehr lückenhaft aussehen wird,

weil es eben durch den Einspruch des Gewerbes und der Industrie seinen schönsten Zwecken entfremdet wird ...»

Das war sicher moderato. Dann aber folgte ein noch vorsichtiges Crescendo :

«.. .Wenn wir von der modernen Bourgeoisie auch viel besser denken, als ein Marat und ein Robespierre (es waren selber auch Bourgeois, Herr A B.) vom Adel und von den Verteidigern des Monarchismus, so wissen wir doch sehr gut, was es heisst, wenn sich die Industrie mit der sozialen Gesetzgebung zufrieden geben will. Die Arbeiterschaft hat heute soviel gelernt, dass sie weiss, dass sich die Industrie nur dann zufrieden gibt, wenn sie die weitaus grössten Vorteile aus irgend einer Sache gezogen hat. Wir dürfen sogar behaupten, dass ein Gesetz nicht sozial in seinem eigentlichen Sinne sein kann, wenn sich die Industrie damit einverstanden erklärt. Das Wort vom ‚grossartigen Schwindel' ist also vielleicht durchaus nicht so verfehlt, wie es die kapitalistische Presse darzustellen versucht ...»

Später folgte auf das Crescendo ein höchst emotionales Forte:

«Ihr seid wohl die Freunde von Krupp oder Creusot, das ist möglich, wir untersuchen das nicht näher, oder wenn ihr's nicht sein wollt, so seid ihr's unbewusst. Ihr seid die Urheber miserabler Steuerverhältnisse, ihr seid die Urheber des schändlichen Ehrenfolgegesetzes im Kanton Bern, ihr, die gleichen Leute, die ihr Arbeiterfreundlichkeit vorschützt und im gleichen Atemzug den Zehnstundentag bekämpft. Doch ihr leistet ja noch ganz andere Sachen! Ihr seid ja die Verfassungsschänder, die Verdreher des Spielparagraphen, und ihr seid dazu die Leute des Gotthardvertrages »

Solch' politischer Elan zugunsten der Arbeiterschaft (übrigens ganz gemäss damaliger allgemeiner Kampfsitten) grub begreiflicherweise auch Sorgenfalten in die Seele des jungen Mannes. Immerhin vermochten sie das allgemeine Glücksempfinden, das ihn im Oberaargau stets begleitet hat, nur ganz temporär zu stören. Aber in einer politischen Kontroverse wurde ich einmal in wirklich unerlaubter Weise öffentlich angegriffen. Der Tatbestand ist mir nur noch in Umrissen gegenwärtig. Ich klagte. Die Klage war ohne Zweifel voll berechtigt. Die Gegenpartei war durch Herrn Fürsprecher *Gäumann* aus Langenthal, einen ausgezeichneten, alle oberaargauischen Pappenheimer kennenden Anwalt vertreten. Der meine, der von Bern kam, wäre ihm wohl gewachsen gewesen; aber die lokalen Verhältnisse konnte er nicht wohl kennen. Das hätte auch keine Rolle gespielt, wenn der damalige Gerichtspräsident in Aarwangen – der spätere Bundesrichter *Kasser* – und nicht ein Herr

«Irgendwer» die Waage der Gerechtigkeit (wie es sich gehört, blind gegenüber den Parteien) in seiner Hand gehalten hätte. Auf ihn hoffte ich. Am Verhandlungstag war Herr Kasser leider anderwärts verpflichtet. An seiner Stelle amtete ein blutiger Nichtjurist, ein tatsächlich überaus primitiver, nicht aus- und ein wissender, politisch voreingenommener Amtsrichter. Ich wusste wohl, dass es andere in grosser Mehrzahl stets gegeben hat und noch gibt; aber das konnte mir nicht helfen. Die Klage wurde abgewiesen. Ich gestehe, dass mir dieses Urteil heute, nach 50 Jahren, noch nachläuft. Es hätte nicht meiner spätem Freundschaft mit den Professoren *Walter Burckhardt* und *Theo Gubl* bedurft, um mit der Zeit zu erkennen, dass die Rechtssprechung selbst unseres so aufgeklärten Landes durch Menschliches Allzumenschliches beleidigt werden kann.

Einige Zeit nach Erscheinen des vorerwähnten Artikels fand irgendwo im Amt eine Parteiversammlung statt. *Robert Grimm* war eigens in den Oberaargau gereist, um dem «rechtsstehenden» Genossen Nat. Rat Rikli zu opponieren. In Wirklichkeit war es nicht Opposition, sondern regelrechte Abkanzelung. Die von Dr. Rikli gehaltene Augustansprache, die den Partnerschaftsgedanken dem Grundsatz nach um zwei Dutzend Jahre vorausnahm (das sog. Friedensabkommen in der Metallindustrie datiert vom Jahre 1937), war Hauptgegenstand der Kritik. Von Robert Grimms Artikeln und seinen Worten beeinflusst, hieb ich kräftig in die Kerbe des Mannes, den ich kurz vorher öffentlich verteidigt hatte. Es geschah aus Überzeugung. Trotzdem empfinde ich die Art und Weise, wie ich mit diesem um die Arbeiterschaft höchst verdienten Manne umging, als den schwarzen Fleck meiner Oberaargauerzeit. Ich weiss es recht gut: Nat. Rat Rikli musste mein Votum als anmassendes Quaken eines kleinen, noch unkompetenten, d. h. in der Welt noch unerfahrenen Frosches empfinden. Die Zustimmung des grossen Robert konnte, obwohl ich es erst später so empfand, die Waage, die das ethische Verhalten wägt, nicht ins Gleichgewicht bringen.

Ungeschicktes, aber mit glücklichem Ausgang erlebte resp. veranstaltete ich als Teilnehmer an einer Lehrerversammlung in Aarwangen. Herr Mühlethaler aus Bern, ein ebenso ausgezeichneter Schulpolitiker wie Pädagoge, referierte über ein methodisches Thema. Er war ein Koryphäe unter der bernischen Lehrerschaft. Parteipolitisch war er freisinnig. Der Saal war bis zum letzten Platz besetzt. In der Diskussion griff ich mit jener Unbekümmertheit ein und brauste ich gegen Herrn Mühlethaler auf, wie es wirklich nur gärendem Most zu verzeihen ist. Das war 1912 oder 1913. Im April 1918 begann

meine Lehrtätigkeit an der Sek. Schule I in Bern. Es war nicht anders möglich: Ich *musste* Herrn Mühlethaler an irgendeiner Lehrerversammlung treffen. Ich traf ihn auch. Es war mir nicht recht wohl dabei. Aber wie er mich erkannte, kam er auf seinen ungebärdigen Opponenten von Aarwangen mit den Worten zu: «Erinnerst Du Dich an unser Derby in Aarwangen? Ich sage Du zu Dir, denn wir machen ‚Duzis'. Du warst ein wilder Bursche, aber Du hast mir prächtig gefallen». – Es gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens, solchen Freimut von politisch gegnerischer Seite erfahren zu haben. Die Ehre kommt nicht mir zu, sondern jenem aufrechten Manne, der so hohen Sinnes war. Herr Mühlethaler wurde über 80 Jahre alt. Er müsste heute noch leben.

Das «Jahrbuch des Oberaargaus» ist ein Gemeinschaftswerk. Keiner der Mitarbeiter besitzt ein Monopol, alle sind sie Oligopolisten. Gerne hätte ich den Raum des so ausgezeichneten Jahrbuches noch weiter strapaziert. Aber wir wissen es jetzt: Schon die Marktformenlehre verbietet es. So muss ich also gar manche Reminiszenzen in Klausur behalten; die Erinnerungen an so viele lehrreiche Stunden im Doktorhaus, jene auch an den gefürchteten Schulinspektor Wyss, im Lehrermund seines Spitzbartes wegen «Geissböcku» genannt. Er pflegte anlässlich seiner Inspektion etwa einen Strich auf der Wandtafel zu ziehen und eine «Probe» zu veranstalten. Wer mehr als die Hälfte der Fragen beantworten konnte – fragen Sie meinen Freund Dr. Ernst Anliker aus Bleienbach, alt Gemeinderat in Bern – der erhielt ein vertikales Strichlein ob dem horizontalen Strich; die andern figurierten unten. Beispiel von Qualifikationen: 23 ob und 17 unter dem Strich, die Klasse ist gut. 17 ob und 23 unter dem Strich, die Klasse ist schlecht. Auch die hübsche Anekdote von Grütters bäuerlicher, leicht mittelalterlicher «Jumpfere» Marei sei nur angedeutet. Als der Pfarrer dort einmal vorbeiging, wusch sie gerade ihre Beine (sie nannte sie anders) im Brunnentrog. Entschuldigend sprach die Gute zum Seelenhirten: «D'r Chunueli Röbu chunnt drum». «Heit's schön und sag' ihm, ich lass' ihn grüssen». So sprach der kirchliche Herr, ein wirklich freier Christenmensch. Ob die Kette der Überlieferung heute noch hält, das geht über mein Wissen. Seinerzeit verbreitete männiglich in Heiterkeit diese Geschichte.

Mit dem für mich glücklichen Ereignis «Mühlethaler» und mit der doch wohl fröhlichen Ouvertüre zum kleinen, rustican – amorosen Abenteuerchen der Bauernmagd Marei – würdig eines Boccaccio, wäre sie die Kurtisane eines mittelalterlich hohen Herrn gewesen – möchte ich meine Betrachtungen für

das «Jahrbuch des Oberaargaus» abschliessen. Jedoch soll es nicht geschehen, ohne vorher all denen Dank gesagt zu haben, die in meinem Geiste dafür zeichnen, dass ich die Zeit während meines Aufenthaltes in Roggwil – Angenehmes und Unangenehmes saldiert – als glückhaft empfinden darf. Ich denke an Persönlichkeiten aus allen politischen Lagern. Nicht zuletzt aber an meine damaligen Parteifreunde, einfache Arbeiter zumeist, die mich in keiner Situation je im Stiche gelassen haben.

Aber auch dem im Sinn und Wesen Unpersonellen, Objektiven gehört mein Dank, dem unerforschlich Anonymen der Natur, ihren Wiesen mit den gelben «Flugertschen» (Aprilglocken), ihren Wäldern, Feldern und Hügeln. Dank sei auch den Flüssen, Bächen, Sümpflein, Tümpeln und Rieden, kurz all den Wunderbarkeiten, die den Kulturingenieuren damals noch nicht zum Opfer gefallen waren. Noch befand sich das Technische nicht im Zustand der Hybris.

Meine Geburtsstätte in Wichtrach liegt an die zweieinhalb Kilometer nur vom Gedenkstein entfernt, der an die Stelle erinnert, an der *Albrecht von Haller* seine Hymne an die Alpen schrieb. Die Berner Alpen vor mir, am Rande des fruchtbar-ebenen Aaretals, die alpinen Vorberge fast greifbar nah, inmitten der ihnen vorgelagerten Hügel, wuchs ich auf. In Thun, von dem ein Grosser verkündet hat, es sei neben Konstantinopel und Neapel der eindrucksvollste Ort der Erde, ging ich später in die Schule. Konnte und kann da der Oberaargau mir noch etwas bieten und bedeuten? Ja, er konnte es und kann es noch.

Ich sage es laut, ich sage es deutlich: Wohl fehlt ihm die magnetische Anziehungskraft der Voralpen und die majestätische Kulisse der wundervoll gekerbten hohen Bergketten, gehüllt in Eis und ewigen Schnee. Wer aber auch das Liebliche zu schätzen weiss, dessen Charme und dessen Ausgeglichenheit, wer neben dem Grossartigen, neben dem den Blick monopolartig auf sich ziehenden Monumentalen auch das Gleichgewichtige und doch in tausend Varianten Schillernde in seiner Schönheit nicht verkennt, wer das Stille anstelle des Lauten nicht verachtet, wer die kaleidoskopisch verwirrende Vielfalt der Grünfarben liebt, die Bäche sodann und Bächlein, die Wässermatten, die nächtlich gespenstisch mit ihrem magischen Geäuge dich anpeilenden Britschen, die roten Dächer einer noch relativ kompakten Siedelung – wer das alles schätzt, der sehe sich den Oberaargau an! Auch wandern soll er dort, selbst wenn heute gar vieles verändert sein mag. Verändert wie etwa die Brunnmatt zwischen der Kaltenherberge und der Gugelmannschen

Weberei in Roggwil. Vor 50 Jahren war sie Jagdgrund der Störche und eine Augenweide für Menschen, die noch zu beobachten und zu sehen vermögen, die anders sehen als die Apparate der Television. Anders auch als jene Primitiven, die an der Lektüre von Illustrierten zugrunde gehen.

Heute ist die Brunnmatt zu einem Teil des verödenden Rationalismus unserer ins Technische sich absetzenden, oft nur noch nominellen Kultur geworden. Aber die milden laubbedeckten Hügel, die dazwischen sich recht eigenwillig Raum schaffenden, einladenden Auen, in denen du selbst heute noch Büsche, Sträucher, Erlen und Eichen in gutem Ausmass findest: sie gibt es im Oberaargau immer noch. Sie erheben nicht Anspruch darauf, das allein Schöne und Wahre zu sein. Denn nicht allzufern von ihnen rufen respektgebietend die steilen Wände, Flühe und Abtriften des klusdurchbrochenen, wald- und felsdurchzogenen, aber an Studmatten und Weiden trotzdem reichen, uns durch leichten Dunst hindurch zu sich ladenden, eine Weltzeit in sich tragenden Juragebirges. Langgezogen steht es da, stets neu bestätigend, dass es neben den Schneebergen, den Hügeln und den lieblichen Auen auch ihn noch gibt, ihn, den Jura, in dessen weiter Optik sich die höchsten Höhen der Alpen und die tiefen Ausgeglichenheiten der oberaargauischen Landschaft widerspiegeln.

Alles ist polar in unserer Welt. Was wären wir ohne die Alpen! Aber was wären die Alpen ohne ihr Gegenstück, ohne das ihre hehre Grösse erst in unser Bewusstsein tragende Mittelland! Ohne das Mittelland, dessen vielleicht schönster, das alpennähere, höhere, berühmtere, heutzutage jedoch busch- und heckenlose Emmental aesthetisch weit in Schatten stellender Teil der Oberaargau ist. Nach 50 Jahren lebt er in mir wie einst. Ich grüsse ihn.